

Wildenthal, L. (2003). Rasse und Kultur Frauenorganisationen in der deutschen Kolonialbewegung des Kaiserreichs. In Birthe Kundrus (Ed.), *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus* (pp. 202-219). Frankfurt: Campus Verlag.

Rasse und Kultur Frauenorganisationen in der deutschen Kolonialbewegung des Kaiserreichs

Lora Wildenthal

1869 schrieb der Philosoph John Stuart Mill: »The surest test and most correct measure of the civilisation of a people or an age is the elevation or debasement of women.«¹ Viele Zeitgenossen, darunter Sozialisten und Feministinnen, teilten diese Auffassung, dass der Status der Frau in einer Gesellschaft Indikator für deren Fort-oder Rückschrittlichkeit war. Den europäischen Kolonialadvokaten diente dieses Argument dazu, die kulturelle Hierarchie zwischen den europäischen Metropolen mit ihrer vermeintlich gehobenen Stellung der Frau und den beklagenswerten Zuständen in außereuropäischen Kolonien zu bestätigen. Wo die Zivilisation siegen würde, so die Aussage, würden auch die Frauen gewinnen. Diese kulturelle Aufladung von »Weiblichkeit« erleichterte es Frauen auch im deutschen Kolonialkontext, sich die Kolonien und die Kolonialbewegung als Betätigungsfeld zu sichern. Sie wollten aber nicht nur symbolische Politik betreiben, sondern auch substanzielle Veränderungen gesellschaftlicher Realität in den »Schutzgebieten« wie im Reich einfordern. Dabei trafen konservative, liberale, radikale, völkische, antifeministische wie feministische Standpunkte aufeinander. Der Hauptschlüssel für die-- zunächst durchaus nicht unumstrittene-- Partizipation von Frauen in der Kolonialbewegung im Kaiserreich wie in der Weimarer Republik wurde die Kategorie »Rasse«, genauer gesagt das Ziel der »Rassenreinheit«.

Dieser Beitrag möchte einen Überblick über die Beteiligung und Politik von Frauen in der deutschen Kolonialbewegung geben. Er beruht auf Veröffentlichungen und Archivalien von Frauen, die in Vereinen wie dem *Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien* oder dem *Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft* Einfluss auf die Entwicklungen in den deutschen Kolonien nehmen wollten.²

Die Kolonien hatten das Interesse auch bürgerlicher deutscher Frauen erweckt. Bis zur Jahrhundertwende aber spielten sie in der männlich dominierten Kolonialbewegung nur eine untergeordnete Rolle. Im Deutschen Reich rechtlich benachteiligt, konnten sich Frauen weder an der Politik noch an den akademischen Kolonialwissenschaften (mit seltenen Ausnahmen) beteiligen. Zur Zeit der ersten Annexionen gingen **[End Page 202]** die Kolonialisten zudem nicht davon aus, dass deutsche Frauen in den Schutzgebieten leben sollten, außer vielleicht als Missionarinnen beziehungsweise Missionarsfrauen. Sogar in der »Siedlungskolonie«

Südwestafrika (dem heutigen Namibia) gab es nur wenige deutsche Frauen. Ab circa 1900 gelang es aber einigen tausend Frauen, einen festen Platz in der Kolonialbewegung des Kaiserreichs zu erhalten, indem sie ihre männlichen Mitstreiter von der dringend erforderlichen Anwesenheit der deutschen Frau in den Kolonien überzeugt hatten. Die kolonialinteressierten Frauen versuchten ihre Partizipation auf vielerlei Weise zu legitimieren, das wichtigste Argument sollte der aus ihrer Perspektive unersetzliche Beitrag der weißen deutschen Frau zur »rassenreinen« Reproduktion der Kolonien werden. Nur langsam jedoch konnten sich die männlichen Kolonialadvokaten mit diesem »besonderen weiblichen« Beitrag anfreunden.

Anfänge

Eine der ersten Strategien, die den nichtmissionsgebundenen kolonialbewegten Frauen zum Erfolg verhalf, war die Organisation einer neuen, kirchlich ungebundenen (Kriegs)Krankenpflege in den Kolonien, die bald unter dem Zeichen des Roten Kreuzes firmierte. Der erste Kolonialverein von und für Frauen, der *Deutsche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien* (später hieß er zusätzlich *vom Roten Kreuz*), hatte ursprünglich eine Reihe von missionarischen und national-agitatorischen Zielen, von denen sich aber die dem Verein nahestehenden Männer eingeengt fühlten. Da »Mann« sich keine Konkurrenz für die eigenen vielfältigen und sich überschneidenden Kolonial-Aktivitäten »ins Haus« holen wollte, wurde von den Frauen verlangt, sich entweder auf bestimmte »Frauenziele« zu beschränken oder eine bestimmende Teilnahme an der Kolonialbewegung aufzugeben. Um den Verein zu retten, schraubten die führenden Frauen die Vereinsziele auf die Krankenpflege als »traditionellem« Tätigkeitsgebiet der Frau zurück.³ Gleichwohl stützte sich ihre Auffassung von der kolonialen Krankenpflege auf die zeitgleich in Europa sich durchsetzende Professionalisierung, durch die die Krankenpflege als bürgerlicher Frauenberuf getrennt von der Seelsorge neu konzipiert wurde.⁴ Der Verein beschäftigte Krankenschwestern vertraglich und ließ sie auf eine befristete Zeit unter Regierungs und Militärärzten in den Kolonien dienen. Wie Frontschwester im Krieg durften diese Frauen bestimmte »weibliche« Qualitäten in den sonst männlichen Raum der Kolonien einbringen. Zu Zeiten, als deutsche Frauen in den Kolonien kaum vertreten waren, arbeiteten die Schwestern des *Frauenvereins* ab 1887 in Ost-afrika, [End Page 203] ab 1894 dann in sämtlichen deutschen Kolonien in Afrika, und ab 1902 bzw. 1905 in Samoa und Tsingtau. Der Verein erreichte 1914 eine Mitgliedschaft von 20.000.

Jedoch erschöpfte sich das Interesse von kolonialengagierten Frauen nicht in der Krankenpflege (oder der Mission). Ihre weitergehenden Anliegen trafen aber häufig auf eine große Skepsis und Abwehr bei den männlichen Kolonialanhängern. Neben den üblichen Geld- und Führungskonflikten litt die Zusammenarbeit unter divergierenden Erwartungen, wie eine neue Gesellschaft in den Kolonien aufgebaut und strukturiert sein sollte. Frauen wie Männer sahen in den neuen überseeischen Gebieten Orte, in denen ein freieres Leben möglich wäre, weit weg von den komplizierten Verhältnissen eines sich schnell industrialisierenden, aber auch traditionellen sozialen Zwängen unterworfenen Deutschlands. Manche männliche Kolonialinteressierte erblickten in dieser kolonialen Freiheit jedoch auch die Möglichkeit, frei von der auferlegten bürgerlichen Ordnung und damit auch frei von der sie symbolisierenden deutschen Frau zu sein. In den Kolonien könnten, so die Vorstellung, deutsche Männer die deutsche Kultur beziehungsweise die europäische Zivilisation verkörpern, ohne sich den »zivilisierten«, aber reglementierenden und einengenden Geschlechterverhältnissen unterwerfen

zu müssen. In der Tat gab es etliche nichteheliche Beziehungen von deutschen Männern zu kolonialisierten Frauen, Beziehungen, in die beide Personen einwilligten, aber auch sexuelle Gewalt und Unterdrückungsverhältnisse. Das Problem gelangte auf dramatische Weise an die Öffentlichkeit in den 1890er Jahren, als eine Reihe von Kolonialbeamten wegen Vergewaltigungen und sonstiger Grausamkeiten angeklagt wurden. Sie verteidigten sich mit der Behauptung, dass ein solches Verhalten normal und in den Kolonien nichts außergewöhnliches, ja zum Teil sogar notwendig wäre.⁶

Weibliche Kolonialinteressierte, die sowohl den Kolonialismus als auch «zivilisierte» Geschlechterverhältnisse befürworteten, waren von dieser sexuellen Sondernorm in den Kolonien höchst beunruhigt. Im Zentrum ihrer Überlegungen standen jedoch nicht die afrikanischen und ozeanischen Frauen. Keineswegs forderten sie etwa, alle diese Verhältnisse in die Partnerinnen absichernden Ehen zu überführen. Eine Gleichstellung der kolonisierten mit den deutschen Frauen lag außerhalb des Zielhorizonts der meisten deutschen kolonialbewegten Frauen. Hier trafen sie sich mit ihren männlichen Mitstreitern; denen die Aufrechterhaltung der weißen Suprematie, der Vorrangstellung des weißen Mannes und seiner weißen Partnerin, das koloniale Grundanliegen war. Die kolonialbewegten Frauen sahen sich daher mit der Frage konfrontiert, ob in den Kolonien die gleichen moralischen, sexuellen und rechtlichen Normen und Werte gelten sollten wie im Deutschen Reich--oder nicht. Betonten sie die Verschiedenartigkeit des Raumes, lief das fast immer auf die [End Page 204] Empfehlung hinaus, dass europäische Frauen besser fernbleiben sollten. Diese aus ihrer Perspektive unbefriedigenden Argumente brachten auch Männer vor, die keineswegs koloniale Vergewaltigungen oder Brutalitäten entschuldigen wollten, doch oft behaupteten, dass das Klima, die alltägliche Härte des Lebens und drohende militärische Auseinandersetzungen das Kolonialleben für deutsche Frauen zu gefährlich machten. So mussten die kolonialinteressierten Frauen in der ersten Zeit nach der Erwerbung der Schutzgebiete hinnehmen, dass gerade also für ihr ureigenstes Projekt deutsche Frauen als unnötig, unpassend oder sogar als unerwünscht galten.

Diese Einstellung sollte sich ändern, als die Kolonisten zahlreicher wurden, es engere und regelmäßiger Kontakte zu Deutschland gab und die Siedler und Pflanzler mehr politische Mitbestimmungsrechte verlangten. Eine Gruppe, die man als »imperiale Patriarchen« bezeichnen könnte, war nach wie vor von der Überflüssigkeit deutscher Frauen überzeugt. Eine zweite Gruppe, die »liberale Nationalisten« genannt werden könnte (die Bezeichnungen stammen von mir und sind nicht zeitgenössisch), suchte erweiterte politische Rechte und gleichzeitig eine schärfere Segregation zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten. Sie hofften unter anderem, dass der Staat neuankommende Ansiedler gegenüber den Kolonisierten noch deutlicher bevorzugen würde, insbesondere bei der Zuteilung von Land und Arbeitskräften. Familien, die rassische Trennlinien überschritten und einst als halbwegs »normaler« Teil der frühen Kolonialgesellschaft gegolten hatten, wurden nun zunehmend als eine Gefahr für die weiße Herrschaft bezeichnet.⁷ Die unerwünschte »Rassenmischung« wurde zum Schlagwort der Kolonialpolitik. Die in der damaligen Diskussion am meisten beachteten Massnahmen, die aus diesem Drang nach stärkerer Trennung und Hierarchisierung hervorgingen, waren Eheverbote in drei Kolonien - Südwestafrika, Ostafrika, und, Samoa. Hier wurden Heiraten von deutschen Männern und afrikanischen beziehungsweise samoanischen Frauen verunmöglicht. Diese Verbote besaßen natürlich keinen Einfluss auf die weitaus größere Zahl unehelicher sexueller Beziehungen. Das Hauptproblem der Eheverbote bestand jedoch darin, das Individualrecht

von Männern, ihre sexuelle beziehungsweise eheliche Partnerin selber zu bestimmen, mit dem kolonialpolitischen Primat der rassischen Hierarchie in Einklang zu bringen. In diesem Zusammenhang erschien nun die weiße deutsche Frau als die Lösung nicht nur in den Augen kolonialengagierter Frauen, sondern auch von Männern. Wenn eine größere Zahl deutscher Frauen in den Kolonien anwesend wäre, so die Annahme, würden die Männer auch eher diese Frauen und nicht Einheimische zu Partnerinnen nehmen. So könnte das schwierige Problem, die Rechte von Männern einzuschränken, zumindest zum Teil umgangen werden. Dieser Plan wurde durch ein Ansiedlungsprogramm, das von der *Deutschen Kolonialgesellschaft* finanziert und vom *Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft* organisiert wurde, in die Tat **[End Page 205]** umgesetzt. Die organisierte Frauenansiedlung zwecks. »rassereiner« Ehen funktionierte zwar nicht so reibungslos wie erhofft, doch gab sie den kolonialinteressierten Frauen eine erneute Möglichkeit, die Bedeutung »der deutschen Frau« für die Kolonien unter Beweis zu stellen.

Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, 1907-1914

Der *Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft*, 1907 als zweiter kolonialer Verein von und für Frauen gegründet, intendierte eine Rolle für deutsche Frauen in den überseeischen Besitzungen, die über die der Krankenschwester oder Missionarin hinausging: nämlich die weibliche Kolonistin als notwendige kulturelle, wirtschaftliche und politische Partnerin des Kolonisten, wo immer er auch hingehen würde. Unter den Mitgliedern des *Frauenbunds* waren Frauenrechtlerinnen, die den Einfluss von Frauen im öffentlichen Leben im Sinne der »geistigen Mütterlichkeit« zur Geltung bringen wollten. Dieses Konzept meinte, dass die gesamte Kultur einer Gesellschaft und der deutschen im Spezifischen unvollkommen bleiben müsse, wenn Frauen nicht ihren besonderen Kultureinfluss einbringen dürften.⁸ Frauen, aber auch Männer, die die »Frauenfrage« debattierten, waren besorgt um eine angebliche Überzahl an Frauen, die unverheiratet bleiben mussten, keine passende berufliche Laufbahn finden konnten und somit ihre weiblichen, mütterlichen Gaben vergeudeteten. Kolonialengagierte Frauen trugen diese Ideen in die Kolonialbewegung und in die Kolonien. Sie behaupteten, wie die Journalistin Leonore Niessen-Deiters es ausdrückte: »Der *Mann* kann dem deutschen Gedanken in der Welt Gebiete erobern und erzwingen; aber nur die *Zähigkeit* der *Frau* kann den deutschen Gedanken draußen dauernd einbürgern und erhalten!«⁹

Die kolonialbewegten Männer und Frauen nahmen das Thema der Frauenfrage auf, als sie von einer »kolonialen Frauenfrage« sprachen. Gemeint war aber nunmehr weniger die Überzahl der Frauen in Deutschland, als vielmehr der Mangel an deutschen Frauen in den Kolonien. Feministische Anliegen wie eine bessere Ausbildung der Frauen und bessere Berufsmöglichkeiten traten bei dieser scheinbar rein numerischen Betrachtung in den Hintergrund.¹⁰ Die Lösung der »kolonialen Frauenfrage« versprach, sowohl das soziale Problem unverheirateter Frauen in Deutschland als auch die »Rassenmischung« in den Kolonien zu beseitigen, gerade ohne jedoch frauenrechtlerische Zugeständnisse machen zu müssen.

Bei der »kolonialen Frauenfrage« ging es aber nie nur um die Zahl der Frauen in den Kolonien. In Wahrheit wohnten viele Frauen in den Kolonien--circa sechs **[End Page 206]** Millionen.¹¹ Die Basis der »kolonialen Frauenfrage« war die Unterscheidung nach Rassen. Die »koloniale Frauenfrage« eröffnete deutschen Frauen neue Möglichkeiten in den Kolonien, die übrigens nicht immer mit Ehe und Mutterschaft verknüpft waren. Einige kolonialinteressierte

Frauen behaupteten, dass die deutsche Frau zur Kultur und Wirtschaft beitragen könne neben oder auch ohne Mutterschaft. Und auch in den Kolonien mit ihrer heterosexuell normierten Gesellschaft fanden Frauen Mittel und Wege, unabhängig zu leben. Trotzdem war die Anwesenheit praktisch aller deutschen Frauen in den Kolonien stets mit der Argumentation der Rassenmischungs-Diskussion verbunden. Sie war die Grundlage der neuen Akzeptanz der deutschen Frau im bis dato eher männlich konnotierten kolonialen Raum.

Schon die Anfänge des *Frauenbundes* belegen die grundlegende Bedeutung von »Rasse«. In Deutsch-Südwestafrika habe man den Krieg gewonnen, den Frieden aber verlöre man-- wegen der Rassenmischung, behauptete Luise Weitzenberg, eine von elf Ehefrauen von Kolonialoffizieren beziehungsweise beamten, die den *Deutschkolonialen Frauenbund*, wie er zunächst hieß, gründeten. Seine erste Vorsitzende, Adda von Liliencron (1844-1913), erinnerte daran, für wie dringlich Weitzenberg eine derartige Organisation in Zeiten des »Rassenkrieges« in Deutsch-Südwestafrika gehalten hatte: »Das schwer erworbene Land stand in der Gefahr, vollständig zu verburen und zu verkaffern ... , denn ein emporwachsendes Geschlecht von Mischlingen drohte von vornherein das Deutschtum im Keime zu ersticken.«¹² Unter der Leitung von Liliencron wurde der *Frauenbund* von Frauen geführt, aber nach außen von Männern repräsentiert, insbesondere von Kolonialoffizieren. Diese Affirmation des deutschen Militärs stand für Liliencron auch im Vordergrund ihres Engagements, den Zielen der Frauenbewegungen stand sie fern. Ihr Interesse an den deutschen Kolonien ging nicht allein auf den Krieg gegen die Hereros und Namas 1904-1907 zurück, sondern beruhte auf einer lebenslangen Faszination für die Welt des Männlich-Militärischen, wie ihre Autobiographie nachdrücklich unterstreicht.

Liliencron wollte sich auch nach dem Ende des Krieges in Deutsch-Südwestafrika in »mütterlicher« Weise um die Kolonialtruppen kümmern und genau hierfür schien der *Frauenbund* mit seiner neuen Aufgabe, die Ansiedlung von deutschen Frauen zu fördern, prädestiniert. Der *Frauenbund* machte klar, dass es bei der *kolonialen Frauenfrage* keineswegs um die metropolitane *Frauenfrage* mit ihren ursprünglichen frauenrechtlerischen Inhalten ging. Ein Flugblatt des *Frauenbundes* von 1908 erklärte: »Die *Frauenfrage* in den Kolonien entspringt, umgekehrt wie in der Heimat, dem *Fehlen der deutschen Frauen* draußen.«¹³ Das Flugblatt wies darauf hin, dass zwar fünftausend deutsche Männer in Deutsch-Südwestafrika lebten, aber nur etwa eintausend deutsche Frauen. Der *Frauenbund* rief die deutschen Frauen auf, Deutschland zu verlassen und dorthin zu gehen, wo sie wirklich benötigt würden, [**End Page 207**] nach Südwestafrika. Sie könnten dort die Ehefrauen von heroischen Kolonialkämpfern werden - und zugleich ein großes Problem der Kolonialpolitik lösen: »Infolge dieser mangelhaften Zuwanderung deutscher Frauen und Mädchen besteht zunächst die große Gefahr, dass eine Mischrasse aus den *Eingeborenen* heranwächst. Diese Gefahr ist ganz besonders in den Landesteilen vorhanden, in denen die Hottentotten ansässig sind. Dieses merkwürdige, gelbhäutige Volk ist im Gegensatz zu den Negeren von großer Nachgiebigkeit gegen die Einflüsse der Weißen, und seine Frauen sind stolz darauf, wenn ihre Kinder im Aussehen einen weißen Vater verraten.«¹⁴ Indem es die Aufmerksamkeit auf die vorgeblich berechnenden Afrikanerinnen lenkte, suggerierte das Flugblatt eine höchst passive Rolle der deutschen Männer beim Zustandekommen dieser unerwünschten Beziehungen. Darüber hinaus stellten für den *Frauenbund* auch die Buren aufgrund ihrer hohen Zahl und ihrer Sprache, die als lingua franca weit verbreitet sei, eine Bedrohung für das »Deutschtum« der Kolonie dar. Schließlich übten auch die Rehobother Baster und britische Kolonisten einen bevölkerungs- und kulturpolitischen Druck auf die Kolonie aus.¹⁵ Deutsche Männer seien in Not, und nur deutsche Frauen könnten ihnen helfen: »Der deutsche Soldat hat das Land mit dem Schwerte erobert, der deutsche Farmer

und Kaufmann sucht seine wirtschaftliche Nutzbarmachung; aber die deutsche Frau ist allein berufen und im Stande, es deutsch zu erhalten. Wir müssen in Südwestafrika einen kräftigen deutschen Volksstamm heranziehen. Wie einst in der rauhen sandigen Mark Brandenburg sich ein tüchtiger und wehrhafter Zweig unseres Volkes gebildet hat, so wird auch sicher der neue deutsche Stamm, welcher sich da drüben in den großen wasserarmen Steppen bildet, nicht der schlechteste sein.«¹⁶

Männliche Hilflosigkeit und nicht ein feministisches Prinzip motivierte den *Frauenbund*, die Ansiedlung von deutschen Frauen in den Kolonien in die Hand nehmen. Frauen sollten sich für Deutsch-Südwestafrika melden, aber nicht aus Eifgeninteresse, sondern um die deutschen Männer zu retten. Nur selten und dann meistens zurückhaltend kritisierten deutsche Frauen aus dem *Frauenbund* deutsche Männer in den Kolonien für ihre »Rassenuntreue«, wie zum Beispiel die Vorsitzende des *Deutsch-Evangelischen Frauenbunds* Paula Müller 1913, die während andauernder Auseinandersetzungen um die Rassenmischehenverbote männlichen Kolonisten vorwarf: »Habt ihr, die ihr mit farbigen Frauen verkehrt, euch schon einmal die Frage vorgelegt, wie die deutsche Frau auf das Empfindlichste getroffen, wie sie in ihrer Würde verletzt werden muss, wenn ein Mann nach illegitimem Zusammenleben mit der farbigen Frau, mit einer weißen Frau in die Ehe tritt?«¹⁷

Auch für die weiteren Programmpunkte des *Frauenbundes* waren die Prämissen von »Rasse«, der Verhinderung von Mischehen und Mischlingen und die Aufrechterhaltung der weißen Suprematie maßgeblich. Man wollte »Frauen aller Stände für [End Page 208] nach Südwestafrika. Sie könnten dort die Ehefrauen von heroischen Kolonialkämpfern werden - und zugleich ein großes Problem der Kolonialpolitik lösen: »Infolge dieser mangelhaften Zuwanderung deutscher Frauen und Mädchen besteht zunächst die große Gefahr, dass eine Mischrasse aus den *Eingeborenen* heranwächst. Diese Gefahr ist ganz besonders in den Landesteilen vorhanden, in denen die Hottentotten ansässig sind. Dieses merkwürdige, gelbhäutige Volk ist im Gegensatz zu den Negern von großer Nachgiebigkeit gegen die Einflüsse der Weißen, und seine Frauen sind stolz darauf, wenn ihre Kinder im Aussehen einen weißen Vater verraten.«¹⁴ Indem es die Aufmerksamkeit auf die vorgeblich berechnenden Afrikanerinnen lenkte, suggerierte das Flugblatt eine höchst passive Rolle der deutschen Männer beim Zustandekommen dieser unerwünschten Beziehungen. Darüber hinaus stellten für den *Frauenbund* auch die Buren aufgrund ihrer hohen Zahl und ihrer Sprache, die als lingua franca weit verbreitet sei, eine Bedrohung für das »Deutschtum« der Kolonie dar. Schließlich übten auch die Rehobother Baster und britische Kolonisten einen bevölkerungs- und kulturpolitischen Druck auf die Kolonie aus.¹⁵ Deutsche Männer seien in Not, und nur deutsche Frauen könnten ihnen helfen: »Der deutsche Soldat hat das Land mit dem Schwerte erobert, der deutsche Farmer und Kaufmann sucht seine wirtschaftliche Nutzbarmachung, aber die deutsche Frau ist allein berufen und im Stande, es deutsch zu erhalten. Wir müssen in Südwestafrika einen kräftigen deutschen Volksstamm heranziehen. Wie einst in der rauhen sandigen Mark Brandenburg sich ein tüchtiger und wehrhafter Zweig unseres Volkes gebildet hat, so wird auch sicher der neue deutsche Stamm, welcher sich da drüben in den großen wasserarmen Steppen bildet, nicht der schlechteste sein.«¹⁶

Männliche Hilflosigkeit und nicht ein feministisches Prinzip motivierte den *Frauenbund*, die Ansiedlung von deutschen Frauen in den Kolonien in die Hand zu nehmen. Frauen sollten sich für Deutsch-Südwestafrika melden, aber nicht aus Eigeninteresse, sondern um die deutschen Männer zu retten. Nur selten und dann meistens zurückhaltend kritisierten deutsche Frauen aus dem *Frauenbund* deutsche Männer in den Kolonien für ihre »Rassenuntreue«, wie zum Beispiel

die Vorsitzende des *Deutsch-Evangelischen Frauenbunds* Paula Müller 1913, die während andauernder Auseinandersetzungen um die Rassenmischehenverbote männlichen Kolonisten vorwarf: »Habt ihr, die ihr mit farbigen Frauen verkehrt, euch schon einmal die Frage vorgelegt, wie die deutsche Frau auf das Empfindlichste getroffen, wie sie in ihrer Würde verletzt werden muss, wenn ein Mann nach illegitimem Zusammenleben mit der farbigen Frau, mit einer weißen Frau in die Ehe tritt?«¹⁷

Auch für die weiteren Programmpunkte des *Frauenbundes* waren die Prämissen von »Rasse«, der Verhinderung von Mischehen und Mischlingen und die Aufrechterhaltung der weißen Suprematie maßgeblich. Man wollte »Frauen aller Stände für **[End page 208]** die kolonialen Fragen interessieren«, Schulen für weiße Kinder einrichten beziehungsweise erweitern, »Frauen und Kindern in den Kolonien, die schuldlos in Not geraten sind« beistehen, den »wirtschaftlichen und geistigen Zusammenhang der Frauen in den Kolonien mit der Heimat (...) erhalten und (...) stärken« sowie »in unseren Kolonien deutschem Familiengeist und deutscher Art und Sitte eine sichere Pflanz- und Pflegestätte (..) bereiten und (...) erhalten«¹⁸. Der *Frauenbund* forderte Frauen auf, sich zu Hause und in der Gemeinde als Propagandistinnen der kolonialen Idee zu betätigen, und behauptete, dass allein Frauen in der Lage wären, das Kolonialprojekt von der Ebene der großen Politik auf die Ebene des privaten Heimes zu holen. Die Aktivitäten des *Frauenbundes* richteten sich ausschließlich auf die deutschen Kolonisten, im Unterschied zu den Bemühungen von Missionaren und Krankenschwestern ignorierte er die kolonialen Untertanen.

1908 unterzeichnete der *Deutsch-koloniale Frauenbund* eine Vereinbarung mit der *Deutschen Kolonialgesellschaft*, die ihm das Recht verlieh, ihre Namen zu nutzen. Fortan firmierte man unter *Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft*. Die Vereinbarung übertrug dem *Frauenbund* auch die Federführung für das Ansiedlungsprogramm deutscher Frauen in den Kolonien, das 1898 von der *Deutschen Kolonialgesellschaft* initiiert worden war.¹⁹ Trotzdem blieb der *Frauenbund* ein von der *Deutschen Kolonialgesellschaft* getrennter Verein. Liliencron und der Präsident der *Deutschen Kolonialgesellschaft*, Herzog Albrecht Johann zu Mecklenburg, erwarteten eine harmonische, wenngleich auch hierarchische Zusammenarbeit. Mit einem charakteristischen Vergleich beschrieb Liliencron ihre Erinnerungen an die Festveranstaltung zu Ehren des neuen Bündnisses: »Am bezeichnendsten für unsere Stellung zu der Deutschen Kolonialgesellschaft, wie sie ins Auge gefasst war, drückten die Worte des Herzogs es beim Festmahl aus, als Hoheit nach seinem Toast mit mir anstieß >auf das Wohl der jungen Ehe<.«²⁰ Interessant ist die Beteiligung von Männern an dem Verein. Der wahrscheinlich wichtigste Mann im *Frauenbund* war der Arzt und Professor für Hygiene Philalethes Kuhn (1870-1937). Seine Frau Maria Kuhn (1876-1963) war eine der ursprünglichen Gründerinnen des Bundes und blieb über Jahre hinweg aktiv ins Vereinsgeschehen eingebunden.²¹ Sie hatte ihren Mann begleitet, als er zwischen 1896 und 1905 als Schutztruppenarzt und Distriktchef in Deutsch-Südwestafrika tätig war.²² 1912 übernahm er einen Posten als Medizinalreferent in Kamerun. Während dieses Aufenthaltes organisierten Kuhn und ein anderer dem *Frauenbund* verbundener Arzt, Hans Ziemann, die rassische Segregation der Stadt Duala, vorgeblich um die Malaria zu bekämpfen.²³ Kuhn steht exemplarisch für einige deutsche Naturwissenschaftler und Mediziner, die gestützt auf koloniale Erfahrungen Karrieren in der neuen Disziplin der Rassen- und Sozialhygiene machten.²⁴ Seit 1908 Mitglied der *Gesellschaft **[End Page 209]** für Rassenhygiene* wurde er im Ersten Weltkrieg Professor für Sozialhygiene an der Universität Strassburg, schließlich 1926 Direktor des Hygiene-Instituts in Gießen, wo er der NSDAP beitrug. Philalethes Kuhn gründete vier Abteilungen des *Frauenbundes* und sein Wirken für den *Frauenbund* war so intensiv und so

intensive und so offensichtlich, dass ein Mitglied der *Deutschen Kolonialgesellschaft* sich beschwerte, er arbeite mehr für den *Frauenbund* als für den regionalen Ableger der *Deutschen Kolonialgesellschaft*, zu dem er gehöre.²⁵

Auch zwei andere Ärzte und Spezialisten für »Rassenhygiene« nutzten den *Frauenbund* als Plattform für ihre Überzeugung, dass »Rassenreinheit« nicht nur in Deutsch-Südwestafrika, sondern auch im tropischen Klima von Kamerun und Togo möglich sei. Ludwig Külz (1875-1938) war Regierungsarzt in Kamerun und Togo; nach dem Ersten Weltkrieg wurde er Professor an der neu gegründeten Hamburgischen Universität. 1906 brachte seine Frau eine Sammlung seiner Briefe und Schriften heraus, in denen er versicherte, dass die weiße deutsche Frau nicht nur in den Tropen leben, sondern auch gesunden Nachwuchs zur Welt bringen könne.²⁶ Hans Ziemann (1865-1939), Regierungsarzt in Kamerun und später Kollege von Kuhn in Duala, schloss sich Külz an und argumentierte, dass Frauen wie Männer über einen längeren Zeitraum in den Tropen leben könnten. Wichtig sei aber, so betonte er, sich strikt an die Regeln der modernen Hygiene zu halten. 1907, als immer noch bezweifelt wurde, dass weiße Frauen auf Dauer in Kamerun leben könnten, beharrte Ziemann auf seinem Standpunkt, ja mehr noch, ihre Anwesenheit sei sogar notwendig, um die deutsche Vorherrschaft aufrechtzuerhalten, und 1912 wiederholte er, dass ein »deutsches Familienleben (...) das einzige und radikalste Mittel« sei, um die »Rassenmischung« zu verhindern.²⁷ Offenbar wurde im Deutschen Reich im Vergleich zu anderen europäischen Imperialmächten die Diskussion um eine mögliche Akklimatisation weißer Frauen sehr früh begonnen.²⁸

Immer mehr gewann also die Auffassung an Boden, dass die deutsche Frau in den Kolonien - und zwar in allen - unentbehrlich war als treue sexuelle, intellektuelle, nationale und gesundheitsfördernde Partnerin ihres deutschen Mannes. Auf diese Weise akzentuierten und betonten die Bemühungen des *Frauenbundes* die Komplementarität der Geschlechter: Wo immer auch ein deutscher Mann hinging, brauche er eine deutsche Frau an seiner Seite. Die kolonialengagierten Frauen nutzten die Rhetorik der »rassereinen« Bevölkerungspolitik und übertrugen das Argument der besonderen Bedeutung der deutschen Frau für die Kolonien auch in den ökonomischen und kulturellen Bereich. Insofern verschmolzen in der kolonialen Frauenbewegung auf komplexe Weise Rassismus und Pronatalismus mit Leitsätzen der bürgerlichen Frauenbewegung. **[End Page 210]**

Im April 1910 wurde die bürgerliche Frauenrechtlerin und Sozialreformerin Hedwig Heyl die dritte Vorsitzende des *Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft*.²⁹ Unter ihrer Führung vergrößerte sich die Mitgliedschaft des Vereins von ungefähr 4.500 im Jahre 1910 auf 17.800 in 148 Abteilungen in Deutschland und den Kolonien im Jahre 1914.³⁰ Damit konnte der *Frauenbund* etwa so viele Mitglieder aufweisen wie der *Alldeutsche Verband* und war etwa halb so groß wie die *Deutsche Kolonialgesellschaft*. Auch die soziale Zusammensetzung hatte sich seit den Tagen von Liliencrons konservativen und adligen Offizierskreisen geändert. Hatte sich 1907 das Gründungskomitee noch fast ausschließlich aus den Angehörigen von Kolonialoffizieren rekrutiert, entstammten 1910 nur noch vier Vorständlerinnen diesem militärisch-adligen Sozialhintergrund. Nunmehr stellte die obere bürgerliche Mittelklasse, stellten Lehrerinnen zusammen mit Angestellten, aber auch Ehefrauen, Töchter und Schwestern von Professoren sowie Angehörige des Wirtschaftsbürgertums die Mehrheit der Mitgliedschaft.³¹

Heyl sorgte auch dafür, dass der *Frauenbund* sich institutionell und inhaltlich den bürgerlichen Frauenbewegungen annäherte. Sie hatte Beziehungen zu vielen Verbänden aus dem Spektrum der bürgerlichen Frauenbewegungen. So war sie auch im Vorstand des eher dem

radikalen Flügel zuzählenden Vereins *Frauenwohl*.³² 1911 trat der *Frauenbund* dem *Bund Deutscher Frauenvereine* bei, der Dachorganisation der bürgerlichen, nichtsozialistischen Frauenvereine. Umgekehrt wurden die Führerinnen des *Deutsch-Evangelischen Frauenbundes*, Paula Müller, und des *Katholischen Frauenbundes*, Carnap, Mitglieder beim *Frauenbund*.³³ Der *Frauenbund* entwickelte auch neue Projekte, die sich an ähnliche Vorhaben der Frauenbewegungen im Reich orientierten. Diese Vorhaben spiegelten das lebenslange Interesse von Heyl an der Rationalisierung von Hausarbeit und der Schaffung von neuen Berufsmöglichkeiten für Frauen. Dahinter stand auch ihr Anliegen, die Öffentlichkeit auf die bezahlte wie unbezahlte Arbeit von Frauen aufmerksam zu machen. Heyl glaubte daran, dass die Öffentlichkeit nur die wissenschaftlichen Prinzipien, die gesundheitspolitische Wichtigkeit und den ökonomischen Wert von Hausarbeit erkennen müsse, um die wirkliche Bedeutung der Frau für das nationale Wohl zu sehen. Das Bild vom Privathaushalt als einer Mikroausgabe der Volkswirtschaft war für Heyl nicht bloße Rhetorik, sondern feste Überzeugung. Genauso wie sie Gartenbau, Jugendarbeit und die Betreuung junger Mütter als neue qualifizierte Berufsmöglichkeiten für Frauen professionalisierte, professionalisierte sie auch die Hauswirtschaft, indem sie als erste in Deutschland Kurse für Hauswirtschaft einrichtete. Im Mittelpunkt ihres Einsatzes stand zwar auch eine Verbesserung der sozialen Lage der Frau, aber diese interessierte sie vor allem als unbezahlte oder bezahlte Haushaltsmanagerin, und der **[End Page 211]** Organisation eines modernen Haushaltes nach modernen Rationalisierungsmethoden galt denn auch ihr eigentliches Engagement.³⁴

Heyls Visionen einer kolonialen Häuslichkeit entsprangen nicht dem Krieg in Südwestafrika, der bei so vielen Kolonialautorinnen der eigentliche Anlass ihres Schreibens war, sondern hatten ihre Ursprung eher in ihrem Interesse an einer Sozialreform und einer progressiven Erziehung. Ihre Hinwendung zu den Möglichkeiten einer professionalisierten Hauswirtschaft in den Kolonien mag allerdings erstaunen, wusste sie doch nur sehr wenig über Afrika oder die deutschen Kolonien. Weder reiste sie dorthin, noch zeigte sie Gefallen an einer derartigen Unternehmung. Auch schien sie an Kolonialthemen, die über die im *Frauenbund* Verhandelten hinausgingen, wenig interessiert zu sein. Dennoch passte ihr Glauben an die Bedeutung einer effizienten und hygienischen deutschen Hauswirtschaft perfekt zur Programmatik des *Frauenbundes*, insbesondere seinem Schwerpunkt eines kolonialen Familiensiedlungsprogramms. Heyl ging sogar so weit, die Hausarbeit von Frauen mit der Eroberung überseeischer Gebiete gleichzustellen: »Ferne Lande können nicht wahrhaft in Besitz genommen werden, wenn nicht deutsche Hauswirtschaft dort Wurzel fasst. Der erste Schritt, den die Frauen in Südwest wagten, war außer der Krankenversorgung die Begründung deutscher Hauswirtschaft, um die sich alles kristallisieren wird«, erklärte sie auf dem Deutschen Frauenkongress 1912, forsch die Missionsgeschichte ignorierend.³⁵ Heyls professionalisierte Hauswirtschaft war neben Liliencrons konservativem Militarismus die zweite Option für Frauen, an der Kolonialpolitik der Wilhelminischen Ära teilzuhaben.

Heyl widmete ihre ausgeprägten administrativen Fähigkeiten auch der Aufgabe, dem *Frauenbund* neue Wirkungskreise zu erschließen. Ihrem Prinzip, neue Berufsmöglichkeiten für Frauen zu eröffnen, entsprang die Idee, dass ausgebildete deutsche Frauen Lehrerinnen in Kindergärten, Schulen und Hauswirtschaftskursen, aber auch Hebammen, Gouvernanten, Jugendleiterinnen und Gärtnerinnen in Deutsch-Südwestafrika werden sollten. Unter Heyls Führung wurden koloniale Versionen ihrer Berliner Projekte initiiert, unter anderen ein Kindergarten in Lüderitzbucht, der nach Fröbelschen Methoden geleitet wurde, und ein Jugendheim, ähnlich dem von Anna von Gierke in der Reichshauptstadt gegründeten Haus.³⁶ Im

Unterschied zu den Projekten in Deutschland jedoch rechtfertigten Heyl und ihre Kolleginnen ihre Kolonialvorhaben mit der Zielvision der Rassentrennung und -hierarchie. Der Kindergarten zum Beispiel der nur weiße Kinder akzeptierte, sollte die weißen Jungen und Mädchen vor allem dem vorgeblich verderblichen Einfluss der afrikanischen Kindermädchen entziehen.³⁷

Im Zentrum der Aktivitäten des *Frauenbundes* stand nach wie vor die Ansiedlung deutscher Frauen in Deutsch-Südwestafrika. Diese Aufgabe beinhaltete die [End Page 213] Korrespondenz mit migrationswilligen Frauen und ihren möglichen Arbeitgebern vor Ort, die Annahme der endgültigen Anträge und die Überprüfung der Leumundszeugnisse. Jedes Jahr seit 1908 sandte der *Frauenbund* eine kleine, aber wachsende Anzahl von Frauen nach Deutsch-Südwestafrika. Während die *Deutsche Kolonialgesellschaft* zwischen 1898 und 1907 nur 111 unverheirateten Frauen die Reise finanziert hatte, fuhren zwischen 1908 und 1914 mit dem *Frauenbund* 561 Frauen.³⁸ Dieser Erfolg gründete auch darauf, dass nach dem Ende des Krieges 1907 ein genereller Aufschwung des Kolonialinteresses und damit auch der Besiedelung einsetzte. Das verdeutlicht auch der Zustrom an Zuschriften: Zwischen 1907 und 1914 erhielt der Verein jeden Tag circa 50 Anfragen von migrationsinteressierten Frauen aus bürgerlichen wie unterbürgerlichen Schichten.³⁹ Im Übrigen hatte die Hinaussendung von Frauen auch schon vorher ihr eigentliches Ziel, nämlich Ehen zwischen den Neuankommenden und deutschen Männern stiften zu können, erreicht. Die große Mehrheit der hinausgesandten Frauen heiratete offensichtlich deutsche Kolonisten.

Konflikte zwischen dem *Frauenbund* und der *Deutschen Kolonialgesellschaft* entstanden aber über die Frage, welche Frauen man in das Programm aufnehmen sollte. Die *Deutsche Kolonialgesellschaft* hatte routinemäßig Lehrerinnen und andere gebildete Frauen abgewiesen mit der Begründung, der koloniale Arbeitsmarkt benötige nicht sie, sondern Hausmädchen.⁴⁰ Als der *Frauenbund* das Programm 1908 übernahm, nahm die *Kolonialgesellschaft* mit Bestürzung zur Kenntnis, dass er einige scheinbar geeignete Frauen aus der Arbeiterklasse zurückgewiesen hatte.⁴¹ Der Herzog von Mecklenburg, als Vorsitzender der *Kolonialgesellschaft* auch für die Finanzen verantwortlich, kritisierte diese Zurückstellungen des *Frauenbundes* und beharrte darauf, dass die letztgültige Entscheidung, wer hinausgesandt werde und wer nicht, bei ihm liegen müsse.⁴² Während Liliencron als Patronin der »kleinen Leute« agiert und die niedere soziale Herkunft der weiblichen Migranten nicht thematisiert hatte, wollten Heyl und andere Mitglieder des *Frauenbundes* mehr *gebildete* Frauen unter den Migrantinnen nach Deutsch-Südwestafrika sehen.⁴³ Die kolonialinteressierten Mittel- und Oberschichtsfrauen fragten, warum die Kolonien am dringendsten Frauen aus den Unterschichten benötigten, nicht aber Frauen mit dem gleichen sozialen und Bildungshintergrund wie dem ihren. Schließlich habe man als »Kulturträgerinnen« eine Aufgabe angesichts der kolonialen gesellschaftlichen Verhältnisse zu erfüllen. Der *Frauenbund* konnte sich dabei auf die Unterstützung von Bernhard Dernburg, dem Staatssekretär des Reichskolonialamtes, verlassen. Schon 1909 hatte er in einer Ansprache an die Berliner Abteilung gemahnt: »Der Zweck des Frauenbundes, die deutschen Farmer mit Frauen zu versorgen, kann und darf nicht ihr einziger Zweck sein. Der Frauenbund *muss alles das fördern, was geeignet ist, den feinen und gebildeten Sinn, der den Deutschen in der Heimat auszeichnet, in die [End Page 213] Kolonien zu übertragen*«⁴⁴. Im gleichen Jahr übernahm seine Frau Emma Dernburg den Vorsitz einer »Kommission zur Schaffung von Arbeitsgelegenheit für gebildete Mädchen in den Kolonien« im *Frauenbund*.⁴⁵

Die koloniale Frauenfrage schien damit eine ähnliche Wendung zu nehmen wie die metropolitane Frauenfrage: hier wie dort schien es keinen Raum zu geben für gebildete Frauen,

die nicht heiraten wollten. Weder im Reich noch in den Schützgebieten offerierte man bezahlte Arbeitsstellen, oder genauer gesagt: Diese Gruppe von Frauen würde von vielen bezahlten Arbeitsmöglichkeiten absichtlich und explizit ausgeschlossen. In den Kolonien blieb die Nachfrage nach Bräuten, nach Sexualpartnerinnen und Müttern am größten. Um gebildete Frauen konkurrenzfähiger für den kolonialen Arbeitsmarkt zu machen oder um ihnen, wie eine Mitarbeiterin es ausdrückte, »das Fortkommen in unseren Kolonien zu erleichtern«⁴⁶, gründete der *Frauenbund* zwei Einrichtungen für bürgerliche Frauen: ein *Heimathaus* in Deutsch-Südwestafrika und eine koloniale Frauenschule in Deutschland. Das Heimathaus wurde 1910 eröffnet, bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges wurden 176 Frauen dort untergebracht.⁴⁷ Es befand sich im Süden der Kolonie in Keetmanshoop, also in der Gegend, in der nach allgemeiner Auffassung die Bedrohung des Deutschtums durch »Mischehen« und Buren am ausgeprägtesten war.⁴⁸ Frauen, die mit dem Verschiffungsprogramm des *Frauenbundes* gekommen waren, aber nicht sogleich einen Arbeitsplatz finden konnten, konnten mit dem *Heimathaus* einen Arbeitsvertrag über drei Monate abschließen.⁴⁹ Das *Heimathaus* sollte auf eigenen finanziellen Beinen stehen, indem es Dienstleistungen wie Wäschewaschen, Backen, Reparaturen, Nähen und Gästeräume für reisende »Damen« anbot.⁵⁰ Eine vollzeitbeschäftigte und bezahlte Angestellte agierte als Vorsteherin, die die Frauen in die Führung eines kolonialen Haushaltes einwies und die afrikanischen Angestellten »beaufsichtigte«, die für die niederen und schmutzigen Arbeiten wie die Wäscherei angeheuert waren.⁵¹ Insgesamt hatte also der *Frauenbund* erfolgreich die ursprüngliche Struktur des Frauen-Ansiedlungsprogramms ausgebaut: Hatte die *Deutsche Kolonialgesellschaft* in den späten 1890er Jahren die Arbeitsplätze von Frauen in den Häusern der Kolonisten allein als Eheanbahnung verstanden, ging es nun mit dem *Heimathaus* auch um die Schaffung von bezahlten Arbeitsplätzen für Frauen in der Kolonie.

Die zweite Einrichtung, die der *Frauenbund* ins Leben rief, um Mittelschichtsfrauen ökonomisch auf die Kolonial-Sprünge zu helfen, war die Kolonialfrauenschule. Eine frühere derartige Institution war schon einmal im Mai 1908 in der Nähe der Kolonialschule für Männer in Witzenhausen an der Werra nahe Kassel eingerichtet und von Anna von Zech geführt worden. Nur vier Frauen hatten sich zunächst eingeschrieben und nach Streitigkeiten zwischen dem Leiter von Witzenhausen, Ernst Fabarius, und von Zech schloss die Schule schon 1910 ihre Pforten **[End Page 214]** wieder.⁵² 1911 eröffnete dann der *Frauenbund* eine Koloniale Frauenschule in Bad Weilbach in der Nähe von Wiesbaden, die immerhin bis 1914 existierte.⁵³ Die Schule machte deutlich, dass sie »Töchter aus gebildeten deutschen Familien« suchte, die zudem in der Lage sein müssten, für den 12 bis 18 Monate dauernden Kurs eine Gebühr von 1.400 Mark zu zahlen.⁵⁴ Nur neun Frauen meldeten sich 1911, insgesamt waren nie mehr als 14 Frauen gleichzeitig eingeschrieben.⁵⁵ Einige waren mit Kolonisten verlobt und wollten sich auf ihren zukünftigen »Hausfrauenberuf« vorbereiten, während andere gedachten, »eine unabhängige Stelle in den Kolonien anzunehmen«⁵⁶.

Die Schule sollte, so Heyl, angesichts der Verhältnisse in den Kolonien ihren Schwerpunkt auf der Vermittlung praktischer Kenntnisse haben und anders als Witzenhausen nur wenig akademische und wissenschaftliche Themen wie etwa sprachlichen oder naturwissenschaftlichen Unterricht anbieten.⁵⁷ Nach einem dreimonatigen Kurs in Baby- und Kinderpflege erwartete die Schülerinnen folgendes Programm: »Einfache Küche, Backen von Schwarz-, Weißbrot und Kuchen, Zerlegen, Verwerten, Aufbewahren des Fleisches, Pökeln, Räuchern, Wurstbereitung und so weiter, Konservieren von Gemüse und Obst in Gläsern und Büchsen auf verschiedene Art, Obstweibereitung, Waschen und Plätten, Reinigen der Zimmer, Küche und Gerätschaften, Lampenputzen, Metallputzen, Ausbessern von Wäsche und Kleidern,

Weißnähen, Schneidern, allerlei in den Haushaltungen der Kolonien notwendige Handfertigkeiten, wie kleinere Reparaturen, Löten, Anstreichen, Polstern, Lederarbeiten, usw., Pflege des Hühnerhofs, der Gemüse- und Obstgärten, Bienenzucht, Milchverarbeitung, Viehhaltung und sonstige landwirtschaftliche Arbeiten, Grundzüge der praktischen Buchführung«. Nur wenige Unterrichtsstunden sollten der »Kolonialgeographie und -geschichte, Wirtschaftslehre, Kolonial-Lektüre«⁵⁸ gewidmet sein. Der Lehrplan suggerierte den Schülerinnen, dass sie in der Kolonie eine zentrale Rolle einnahmen, die ihnen das industrialisierte Deutschland bis dato verweigert hatte. Als Stätte der wirtschaftlichen wie biologischen Reproduktion verwischte die koloniale Farm die bürgerliche und geschlechtsspezifische Grenze zwischen unbezahlter Arbeit zu Hause und bezahlter Arbeit außerhalb des Hauses. Auf der kolonialen Farm sollten die Frauen wirtschaftliche Werte schaffen, weiße deutsche Kinder erziehen oder erziehen helfen und am örtlichen gemeinschaftlichen Leben teilnehmen, ohne irgendwie mit Männern in Konflikt zu geraten - im Gegensatz zu den Verhältnissen in Deutschland mit seiner Frauen- und Sozialfrage. Der Kolonialen Frauenschule gelang mithin das die Klassenverhältnisse auf den Kopf stellende Unterfangen, dass hier bürgerliche Frauen für teures Geld ein Zertifikat dafür bekamen, »Handarbeiten« zu lernen, die deutsche Arbeiterfrauen, Burinnen, **[End Page 215]** Britinnen und Afrikanerinnen in Deutsch-Südwest schon lange und ohne Bescheinigung erledigten.

Im Jahre 1911 plante der *Frauenbund*, die Hinaussendung von deutschen Frauen auch auf Deutsch-Ostafrika auszudehnen. Hier, so hofften die Frauen, böten sich vielleicht eher Arbeitsplätze für ihre Geschlechtsgenossinnen aus dem Bürgertum.⁵⁹ In der Kolonie fehlten Schulen für weiße Kinder, daher gab es seitens der Eltern eine Nachfrage nach Gouvernanten. Darüber hinaus registrierte man mit Erleichterung, dass weiße Hausmädchen in Deutsch-Ostafrika nicht erforderlich seien, weil die Kolonisten fast ausschließlich afrikanische Männer als Hauspersonal beschäftigten.⁶⁰ Der Erste Weltkrieg setzte diesen Plänen vorerst ein Ende, aber nach 1918 schickte der Frauenbund tatsächlich deutsche Frauen ins nunmehr britische Mandatsgebiet Tanganyika.

Der Frauenbund erreichte erfolgreich, die Partizipation von Frauen an der Kolonialbewegung zu institutionalisieren und jenseits von Krankenpflege und Missionsarbeit zu professionalisieren. Damit wurden Handlungsspielräume für deutsche Frauen in der Metropole wie in den Kolonien erweitert, und zusammen mit ihren männlichen Mitstreitern konnten die kolonialbewegten Frauen die politischen und sozialen Paradigmen eines »imperialen Patriarchalismus«, der im Kolonialprojekt allein männliche Freiheiten verwirklicht sehen wollte, außer Kraft setzen. Dieser Weg, die Rolle der deutschen Frau aufzuwerten, wurde erkaufte mit der Aufgabe des bürgerlichen Gleichheitsversprechens. »Rasse« lieferte - neben »Nation« - die grundlegende Rechtfertigung für die Anwesenheit der deutschen Frau in den Kolonien. Diese Schwerpunktsetzung auf »Deutsch- und Weißsein« hätte sich wahrscheinlich geändert, wenn die Siedlergesellschaften in den deutschen Kolonien weiter gewachsen wären und sich ausdifferenziert hätten. Der unerwartete Verlust der Kolonien im Ersten Weltkrieg sollte jedoch im Gegenteil in der Folgezeit gerade zu einer Intensivierung und Akzentuierung der Kategorie »Rasse« unter den verbleibenden Mitgliedern der Kolonialbewegung führen.

Anmerkungen

1. Mill, John Stuart, *On Liberty, with The Subjection of Women and Chapters on Socialism*, hrsg. von Stefan Collini, Cambridge 1989, S. 138.
2. Vgl. Wildenthal, Lora, *German Women for Empire, 1884-1945*, Durliam 2001.
3. Ebd., S. 13-53.
4. Bischoff, Claudia, *Frauen in der Krankenpflege. Zur Entwicklung von Frauenrolle und Frauenberufstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert*, 2. durchges. und verb. Aufl., Frankfurt 1992.
5. Steudel, E., »Deutscher Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien«, in: Heinrich Schnee (Hg.), *Deutsches Kolonial-Lexikon*, Bd. I, Leipzig 1920, S. 311.
6. Reuss, Martin, »The Disgrace and Fall of Carl Peters: Morality, Politics and Staatsräson in the Time of Wilhelm II«, in: *Central European History* 14 (1981), S. 110-141, und Wildenthal, Women, S. 70-76.
7. Wildenthal, Women, S. 79-130.
8. Stoehr, Irene, »Organisierte Mütterlichkeit«, in: Karin Hausen (Hg.), *Frauen suchen ihre Geschichte*, 2. durchges. und verb. Aufl., München 1987, S. 225-253, und Clemens, Bärbel, »Menschenrechte haben kein Geschlecht!« *Zum Politikverständnis der bürgerlichen Frauenbewegung*, Pfaffenweiler 1988, S. 79-89.
9. Niessen-Deiters, Leonore, *Die deutsche Frau im Auslande und in den Schutzgebieten*, Berlin 1913, S. 7.
10. Minna Cauer und andere im Verein »Frauenwohl« waren bemüht, feministische Belange im Ansiedlungsprogramm beizubehalten, scheiterten aber am Widerstand der beteiligten Männer. Wildenthal, Women, S. 133-139.
11. Bevölkerungsstatistik nach: Mommsen, Wolfgang J., *Imperialismus. Seine geistigen, politischen und wirtschaftlichen Grundlagen. Ein Quellen- und Arbeitsbuch*, Hamburg 1977, S. 37-38.
12. Liliencron, Adda von, *Krieg und Frieden. Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau*, Berlin 1912, S. 299.
13. Bundesarchiv Berlin (BAB), Bestand Deutsche Kolonialgesellschaft (DKG) R 8023, Nr. 153, Bl. 12, Flugblatt des Frauenbundes 1908.
14. Ebd., Bl. 12.
15. Ebd., Nr. 154, Bl. 22, Aufruf zur Sammlung für ein Mädchen-Heim in Keetmanshoop.
16. Ebd., Nr. 153, Bl. 12.
17. Zitiert nach Hasenkamp, Hans, »Unsere Stellung zum Verbot der Rassenmischehe«, in: *Evangelisches Gemeindeblatt für Deutsch-Südwestafrika*, 3 (1913), Nr. 7, S. 65.
18. Landesarchiv Berlin (LAB), Vereinsregister (VR), Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, A/a/3, aa. Nr. 6, Bl. I und BAB, DKG R 8023, Nr. 153, Bl. 8, Deutschkolonialer Frauenbund, Satzungen, 1907.
19. BAB, DKG R 8023, Nr. 153, Bl. 164-165, Sander an Beck, 6.6.1908.
20. Liliencron, Krieg, S. 301. Siehe auch Chickering, Roger, »Casting Their Gaze More Broadly<: Women's Patriotic Activism in Imperial Germany«, in: *Past and Present* 118 (1988), S: 176, 182-183.
21. Zu beiden Kuhns siehe die vorn Sohn geschriebenen Biographie: Kuhn, Roland; *Lebensbild von Maria Kuhn geb. Ritter und Philalethes Kuhn*, Bonn 1964, und Volkmann, Richard, »Generaloberarzt Professor Dr. Kuhn«, in: *Die Frau und die Kolonien* (1937), Nr. 9, S. 132-134.
22. Rohrbach, Paul, *Aus Südwest-Afrikas schweren Tagen. Blätter von Arbeit und Abschied*, Berlin 1909, s. 40.
23. Eckart, Wolfgang, »Malaria-Prävention und Rassentrennung. Die ärztliche Vorbereitung und Rechtfertigung der Duala-Enteignung 1912-1914«, in: *History and Philosophy of the Life Sciences* 10 (1988), S. 363-378.
24. Grosse, Pascal, *Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland, 1850-1914*, Frankfurt/New York 2000.
25. BAB, DKG R 8023, Nr. 155, Bl. 12, Thiessen an Frauenbund, 5.12.1911. Siehe auch ebd., Nr. 153, Bl. 161, 163, 179-180, 183-184, 285, 290 und ebd., Nr. 155, Bl. 19-48.
26. Külz, Ludwig, *Blätter und Briefe eines Arztes aus dem tropischen Deutschafrika*, Berlin 1906.
27. Ziemann, Hans, *Über das Bevölkerungs und Rassenproblem in den Kolonien. Vortrag gehalten am 31. Oktober 1912 in der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, Abteilung Westliche Vororte*,

- Berlin 1912, S. 9; Ziemann, Hans, *Wie erobert man Afrika für die weiße und farbige Rasse?* Leipzig 1907, S. 27.
28. Grosse, Kolonialismus, S. 53-95; zu anderen Kolonialreichen vgl. Stoler, Ann L, »Sexual Affronts and Racial Frontiers: European Identities and the Cultural Politics of Exclusion in Colonial Southeast Asia«, in: *Comparative Studies in Society and History* 34 (1992), S. 514-551; Hunt, Nancy Rose, »Le bébé en brousse«: European Women, African Birth Spacing, and Colonial Intervention in Breast Feeding in the Belgian Congo«, in: Frederick Cooper/Ann L. Stoler (Hg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley 1997, S. 287-321, besonders S. 293-297; Conklin, Alice, »Redefining »Frenchness«: Citizenship, Race Regeneration, and Imperial Motherhood in France and West Africa, 1914-40«, in: Julia Clancy-Smith/Frances Gouda (Hg.), *Domesticating the Empire. Race, Gender and Family Life in French and Dutch Colonialism*, Charlottesville 1998, S. 65-83.
 29. Irmgard von Richthofen, die Frau des prominenten Geografen und Chinareisenden Ferdinand von Richthofen (1833-1905), war schon krank, als sie den Vorsitz 1909 übernahm, und starb im folgenden Jahr.
 30. Frobenius, Else, *10 Jahre Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft*, Berlin 1918, S. 8, 11.
 31. Vgl. *Kolonie und Heimat* 1 (1907-1908), und BAB; DKG R 8023, Nr. 153, Bl. 248.
 32. Heyl, Hedwig, *Aus meinem Leben*, Berlin 1925, S. 39-40.
 33. Frobenius, Jahre, S. 40.
 34. Hedwig Heyl, zitiert in *Centralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine*, nachgedruckt in: *Kolonie und Heimat* 5 (1911), Nr. 18, S. 8. Vgl. Koschwitz-Newby, Heidi, »Hedwig Heyl. Die beste Hausfrau Berlins«, in: Christiane Eifert und Susanne Rouette (Hg.), *Unter allen Umständen. Frauengeschichte(n) in Berlin*; Berlin 1986, S. 60-79, und Allen, Ann Taylor, *Feminism and Motherhood in Germany 1800-1914*, New Brunswick 1991, S. 99 unq 111-131.
 35. Heyl, Hedwig, »Hauswirtschaftliche Bildung und Volkskultur«, in: Gertrud Bäumer (Hg.), *Der deutsche Frauenkongress. Berlin, 27. Februar bis 2. März 1912. Sämtliche Vorträge herausgegeben im Auftrage des Vorstandes des Bundes Deutscher Frauenvereine*, Leipzig 1912, S. 5.
 36. Frobenius, Jahre, S. 18.
 37. Ebd.
 38. Winkler, »Zur kolonialen Frauenfrage«, in: *Deutsche Kolonialzeitung* 29 (1912), S. 258 und Pierard, Richard, »The Transportation of White Women to German Southwest Africa, 1898 -1914«, in: *Race* 12 (1971), S. 317-322.
 39. Frobenius, Jahre, S. 17; ferner »Aus der Frauenbewegung«, *Die Frauenbewegung* 4 (1898), Nr.18, S. 196; BAB, DKG R 8023, Nr. 153, Bl. 20-24,34, 117, 125, 182, 186-187,201,248.
 40. BAB, DKG R 8023, Nr. 153, Bl. 24, Deutsche Kolonialgesellschaft an Ringer, 27.6.1907, 25, Schreiben an Liliencron, 27.6.1907, 201-202, Prager an Frauenbund, 1.8.1908.
 41. Z.B. ebd., Nr. 159, Bl. 561, Hatten an Deutsche Kolonialgesellschaft, 9.2.1911, 562, Winkler an Frauenbund, 6.2.1911.
 42. Ebd., Nr. 153, Bl. 196, Prager an Frauenbund o.D. (Juli 1908), und Keetmanshooper Zeitung vom 17.07.1912, S. 6.
 43. BAB, DKG R 8023, Nr. 154, Bl. 234-235, Protokoll, Ausschuss des Frauenbundes, 1.7.1910, Bl. 241, Protokoll, Ausschuss des Frauenbundes, 3.10.1910.
 44. BAB, DKG R 8023, Nr. 155, Bl. 115, Flugblatt Frauenbund, Abt. Berlin ca. 1909.
 45. Ebd., Nr. 154, Bl. 96, 100, Protokoll, Ausschuss des Frauenbundes, 6.12.1909.
 46. Schnitzker, Margarete, »Die Auswahl der Mädchen für Südwest«, in: *Kolonie und Heimat* 5 (1911), Nr. 16, S. 9.
 47. Frobenius, Jahre S. 15-17.
 48. BAB, DKG R 8023, Nr. 154, Bl. 22, 132-137, Denkschrift über die Notwendigkeit des Heimathauses in Keetmanshoop, 1.3.1910. Siehe auch Kuhn, Philalethes und Harbers, W., »Die Auswanderung von Frauen und Kindern in die britischen Kolonien«, in: *Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft* 12 (1910), Nr. 11, S. 833-858.
 49. BAB, DKG R 8023, Nr. 154, Bl. 259-260, Probeexemplar eines Vertrages mit dem Heimathaus o.D.
 50. Ebd., Bl 167, Protokoll Ausschuss des Frauenbundes, 14.3.1910; Frobenius, Jahre, S. 14-18; und *Keetmanshooper Zeitung* vom 20.11.1913, S. 3.
 51. BAB, DKG R 8023, Nr. 154, Bl. 199, Zastrow an Frauenbund, 5.2.1910.
 52. Rommel, Mechthild/Rautenberg, Hulda, *Die kolonialen Frauenschulen von 1908-1945*, Witzenhausen

- 1983, S. 18; *Deutsche Kolonialzeitung* (1910), S. 459.
53. Rommel/Rautenberg, Frauenschulen, S. 7-8.
54. *Keetmanshooper Zeitung* vom 31.07.1913, S. 2. Zum Vergleich: ein Dienstmädchen verdiente in Deutsch-Südwestafrika nicht mehr als 600 Mark und eine qualifizierte Erzieherin 1.800 Mark. Niessen-Deiters, Frau, S. 62.
55. Rommel/Rautenberg, Frauenschulen, S. 25.
56. *Keetmanshooper Zeitung* vom 31.07.1913, S. 2.
57. Heyl, Kolonial-Frauenschule, S. 8.
58. *Keetmanshooper Zeitung* vom 31.07.1913, S. 2.
59. BAB, DKG R 8023, Nr. 155, Bl. 12, 36, Protokoll Ausschuss des Frauenbundes, 3.7.1911; Frobenius, Jahre, S. 24.
60. Richtofen-Damsdorf, Gertrud von, Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, in: Elise von Hopffgarten (Hg.), *Hedwig Heyl. Ein Gedenkblatt zu ihrem 70. Geburtstag von ihren Mitarbeitern und Freunden*, Berlin 1920, S. 119-120.